

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 260

Bromberg, den 12. November 1932.

Mandus Frigens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

Urheberschutz für (Copyright by) A. F. Rohrbacher Verlag, Berlin-Lichterfelde.

11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Zeig mal her! Zeig mal her!“ flüsterte sie erregt. „Was für eine Menge Geld! Und das soll ich alles haben?“

Damit griff sie nach den beiden Scheinen. Aber er hielt sie fest.

„Ich lege dir das Geld auf die Sparkasse!“ lockte sie schmelzend. „Und wenn du auf Schule gehst, dann kriegst du es wieder. Denn dann brauchst du viel Geld für Bücher und solche Sachen. Das hat Mutter bei Jonni auch so gemacht. Bitte, bitte, gib her! Du könntest es verlieren, oder irgendeiner klaut es dir.“

Noch immer schwankte er trotz dieser bestechenden Gründe.

„Bitte, Mandus!“ bettelte sie inständig. „Ich gebe dir mein Ehrenwort! Auf der Sparkasse bringt es Zinsen. Es wird ganz von selbst mehr. Wenn du wiederkommst, sind es vielleicht schon dreihundert Mark. Und wenn du unterwegs was brauchst, schreib nur eine Postkarte. Dann schicke ich dir sofort zehn Mark. Wenn es sein muß, sogar telegraphisch!“

Sie hatte sich jetzt ganz eng und warm an ihn herangeschmiegt. Ihr lockiges Haar kitzelte ihn am Hals, und ihre Augen standen ganz nahe vor den seinen. Ihr Gesicht glühte. Die Lippen waren ein wenig geöffnet und ließen die weißen Zähne hervorblicken.

„Mandus, lieber Mandus!“ flehte sie. „Sei doch nicht so!“ „Ja.“ sagte Mandus vor Freude zitternd, „ich will dir das Geld wohl anvertrauen, aber du mußt mir dafür einen Kuß geben.“

Selma stützte zuerst ein wenig, dann aber faßte sie sich auch ein Herz, umhalsste ihn stürmisch und verabreichte ihm vier lange, innige Küsse.

Und er bezahlte ihr dafür großmütigst bare zweihundert Mark. Sie nahm die Scheine, faltete sie sorgsam zusammen und steckte sie in den Strumpf.

Dann sprang sie auf, und Mandus tat das gleiche. Sie zupfte sich das Kleid zurecht, und Mandus klopfte sich vor Verlegenheit den Staub von den Hosenbeinen.

„Und von jedem Hafen aus schreibst du mir!“ machte sie sich aus und drohte ihm mit dem Befehlsfinger.

„Ja!“ jenzte er glücklich. „Und du wirst mir auch schreiben, aber —“

Da grollte Jonnis Stimme über das Deck: „Selma, wo steckst du?“

„Hier bin ich!“ rief Selma von der Back. „Ich komme ja schon!“

Dann raunte sie Mandus ins linke Ohr: „Ich schreibe! Verlaß dich drauf! Auf Wiedersehen! Und glückliche Reise! Und wehe, du läßt dich hauen!“

Und fort war sie.

Mandus rechnete nach und fand die vier Küsse äußerst billig. Denn auf jeden Kuß kamen ja nicht mehr als fünfzig

Mark. Nur schade, daß er jetzt nicht mehr imstande war, ihr das seidene Tuch zu kaufen!

Der Schlepper hatte inzwischen gestoppt, die Trosse wurde abgeworfen, und nun begann die Fortuna mit eigener Kraft ihre Reise nach der Westküste. Das kleine Dampfboot kam längsseits, es gab noch einen kurzen Abschied am Fallreep, und Karl Harms, der Lotse, half Frau Kaphengst und Selma hinunter. Dann löste sich der Schlepper und fuhr mit voller Kraft auf Ruxhaven zu. Sie schauten ihm alle vom Achterdeck nach, bis er unter die Rimm tauchte. Dann schritt Jonni schwerfällig und gesenkten Hauptes in die Kajüte.

Mandus aber blieb auf der Reeling stehen, hielt sich an der Gasselschot fest und winkte und winkte mit der Mühe, ohne müde zu werden. Und noch einmal leuchtete wirklich etwas Weißes am Horizont auf und flatterte über die schwellenden Wellen. Doch es war nicht Selmas Taschentüchlein, sondern nur der Dampf, den der Schlepper aus seinem Blötenrohr gestossen hatte.

Seetoll.

Zweimal wurde Mandus in der Nacht aus dem Schläfe gerissen. Greggers kam wecken. Es krochen einige aus den Kojen und polsterten in die Nacht hinaus, andere wieder kamen herein und legten sich.

Beim ersten Male streckte Mandus den Kopf aus der Koje und fragte, was los sei.

„Sundewache!“ antwortete Tetje, packte Menno Pickenpack, der grauerregend laut schnarchte, an der Schulter und rüttelte ihn unsanft wach.

Glückend fuhr der Dicke in seine Jacke, schob hinaus und suchte sich hinter dem Hühnerhock einen stillen Winkel, wo er seinen Schlummer fortzusetzen gedachte. Aber die Hühner konnten das Schnarchen auch nicht vertragen. Sie erwachten und machten solchen Lärm, daß Cornelius von Holten herbeigeloct wurde. Er kam, sah und beseitigte die Ursache dieser nächtlichen Zoologiestörung durch einige kräftige Nippen-triller.

Menno Pickenpack wurde ans Ruder kommandiert, wo er Zeit und Gelegenheit hatte, sich mit seinem Fortuna-Schicksal auszusöhnen. Aber er war dumm genug, es nicht zu tun.

Als der Morgen graute, trat Greggers ins Logis, rief sich die klammen Finger und sprach zu Mandus: „Helgoland vorbei. Klares Wetter und braver Wind. Das gibt eine gute Reise.“

Gleich darauf trampelte Menno Pickenpack von der andern Seite herein, warf sich in die Koje und begann so zu schnarchen, daß Mandus kein Auge mehr zutun konnte. Und er war doch noch so schrecklich müde!

Eine Viertelstunde später kroch er leise aus den Decken, schlüpfte in die Kleider und brückte sich fröstelnd durch die Türspalte.

Der Anblick der unendlichen Wasserfläche, die im Glanze des jungen Morgens vor ihm ausgebreitet lag, benahm ihm fast den Atem. So gewaltig und unermeßlich hatte er sich das Meer denn doch nicht vorgestellt!

Dann äugte er ganz genau nach allen Seiten. Er peilte schon, ohne es zu ahnen, die Striche der Windrose wie ein wohlbesahrener Mann.

Ein blasser, rötlicher Schimmer an der östlichen Kimm, mit einem Leuchtturm darauf, das war Helgoland. Bald wurde es von dem blendenden Glanze der steigenden Sonne verschluckt. Silberhing sie am weißblauen Himmel, Silber durchloß die Luft, silbrig zitterte es auf dem Wasser. Und durch all das flüssige Silber, durch diesen lebendigen Schleier war die Fortuna schon hindurchgeglitten, ohne ihn zerrissen zu haben.

In der Fahrtrichtung nach Westen war der Ausblick scharf und intuentklar. Rauchstreifen, fettere und zartere, schwebten längs des Horizonts. Ein sehr großes Dampfboot kam der Fortuna entgegen. Es hatte Elle, stieß den Rauch aus zwei Schloten und zog einen dicken, tiefdunkeln Strich durch den Gesichtskreis. Dann tauchte im Süden ein kleinerer Schloter auf und machte sich nach Norden davon.

Das ist ein Fischdampfer! überlegte Mandus. Der kommt von Bremerhaven und will nach der Doggerbank oder vielleicht gar nach Island.

Weiterhin sichtete er drei zweimastige Motorfutter, die gleichfalls auf nordnordwestlichem Kurse lagen.

Auch Fischer! dachte Mandus etwas von oben herab. Auf große Fahrt gehen die nicht!

Und so ließ er seine scharfen Augen unablässig wandern und entdeckte immer mehr Fahrzeuge.

Eine Fünfmastbark kam von Westen auf. Sie hatte alle Segel beigelegt und lag ganz schief auf dem Wasser. Bei den kleinen Alsterjachten war Mandus das gewohnt, bei einem solchen Riesenschiff, gegen das die Fortuna ein Zwerg war, erfüllte ihn dieser wagbalsige Neigungswinkel mit allen Schauern der Begeisterung.

Er turnte wieder auf die Back hinaus, um dieses überaus stolze Schiff, das auf Steuerbordsseite vorbeizieh, möglichst lange im Auge zu behalten. Aber der Dunst schluckte es sehr schnell ein. Immer deutlicher fühlte er die Wellen von achtern heranrollen. Jeden einzelnen Stoß spürte er schmerzhaft. Es lastete ihm eine ganz eigenartige, noch niemals erlebte Schwäche in Kopf und Magen. Er mußte sich auf den Spillfuß setzen. Wie ein Waagebalken schaukelte die Fortuna unerbittlich auf und ab. An Bug und Heck war diese Bewegung am stärksten. Die Wogen waren zwar nicht haushoch, aber sie hatten doch weiße Schaumkämme, und eine jede von ihnen besaß die Kraft, das ganze Schiff einen guten Meter nach oben zu stoßen und fallen zu lassen, daß alles zitterte und bebte. Unermüdlich und unaufhaltsam kamen die Wogen daher, und die Fortuna mußte sie unablässig der Reihe nach zerstampfen.

Mandus schloß die Augen. Diese ewige Wiederkehr lähmte sein Denken. Das Blut wich ihm aus dem Hirn, er bekam einen starken Schwindelanfall und mußte sich festhalten. Er durfte nicht mehr auf das Meer hinaussehen. Schon bei dem Gedanken daran wurde ihm speiübel.

Was ist denn nur los? fragte er sich, schloß die Augen und würgte an etwas, was er gar nicht in der Kefle hatte.

Mit geschlossenen Augen tastete er sich zur Kombüse. Ein widerlich würziger Kaffeeduft schlug ihm entgegen. Kraftlos fiel er auf den Schemel. Der Koch schaute von seinem Schundroman auf.

„Mir ist gar nicht gut,“ stammelte Mandus. „Ich glaub', ich krieg' die Seekrankheit.“

„Du hast sie ja schon!“ lachte der Koch ihn aus. „Seetoll bist du! Du bist ja ganz freidebleich im Gesicht! Hier komm, trink einen Schluck Kaffee!“

Mandus nahm die Kanne mit zitternden Händen und schluckte mit größter Anstrengung die schwarze Bitternis herunter. Dann aber verzog er sein Gesicht zu einer teuflischen Grimasse. Mit einem Verzweiflungssprung erreichte er die Backbordverschanzung, streckte das zitternde Kinn darüber hinweg und übergab dem unerbittlichen Poseidon das von ihm geheißte Opfer. Als er bedeutend erleichtert zurückkam, hielt sich der Koch vor Vergnügen den Bauch. Dann schob er ihm das Brett mit Jonnis Frühstück hin.

Mandus schwankte über das glatte Deck. Es kam ihm so vor, als ob die Fortuna gerade jetzt extra stark schaukelte. Das Geschirr klapperte und klirrte höchst besorgniserregend. Zum Glück war heut' nicht Sonntag. Jonnis Konfirmationsschale mit dem ehrwürdigen Spruch: Dein Wort ist Wahrheit! hätte das nicht ausgehalten. Und die dicke,

glühende Kaffeekanne schlitterte auf ihrem breiten Fuß wie eine tollgewordene Lokomobile in all dem Wirrwarr dampfend hin und her.

Mit einem ungeschickten Stoß öffnete Mandus die Tür der Kajüte. Hier hockte Jonni schlafend auf dem Sofa hinter dem Tisch, genau so, wie er in Kaspar Maasbølls Hinterzimmer gesessen hatte. Mitten auf dem Tisch stand eine Geneverflasche und ein gefülltes Kelchgläschen.

Mandus wollte das Brett leise hinstellen und lautlos verschwinden, allein die Fortuna stampfte eben wieder wie ein scheuer Gaul an der Halfter, und das Brett stieß hart auf den Tisch.

Jonni hob den Kopf, und seine Augen schossen Bornesblitze. Aus seinem Gesicht war alles Weiße und Nachgiebige gewichen. Rauher Trotz und finstere Verbissenheit lagen in seinen stark geröteten Augenwinkeln.

Mandus fühlte ganz deutlich, wie ihm das Herz immer tiefer und tiefer sackte. Grün und gelb war er im Gesicht. Er mußte sich, um nicht umzusinken, mit allen zehn Fingern an den Türpfosten klammern.

„Aufbacken!“ knurrte Jonni drohend.

Mandus hob die Arme und ließ sie kraftlos wieder sinken. Der Kopf schmerzte ihm zum Zerplatzen.

„Verdammigter Jung!“ brauste Jonni auf. „Du willst wohl hier Theater spielen?“

„Mir ist so schlecht!“ stöhnte Mandus und ließ sich auf die Wandbank fallen.

„So!“ grinste Jonni schadenfroh. „Bist seetoll? Das gönn' ich dir! Was bist du nicht an Land geblieben! So soll es jedem ergehen, der das vierte Gebot übertritt.“

Dabei setzte er ein Gesicht auf, als ob er selber höchst-eigenhändig das vierte Gebot ausgedacht, verfaßt und veröffentlicht hätte.

Als Antwort begann Mandus zu röcheln und zu schlucken.

„Du bist mir ein schöner Seemann!“ höhnte Jonni triumphierend und schob ihm das gefüllte Genevergläschen zu. „Hier trink und leg dich in die Koje. Dir wird das Schip- pern schon vergehen! Du bist ein ganz schlapper Kerl! Angesagt und ausgetrunken!“

Mandus verschüttete die Hälfte des Inhalts, ehe er das Gläschen an die Lippen brachte, so schlotterten ihm die Glieder. Aber auch die Hälfte des feurigen Labials war noch zuviel für ihn. Mit einem Wehlaut wandte er sich, stürzte hinaus und hielt das schlotternde Kinn über die Steuerbordverschanzung.

So floß der klare Genever ins Meer. Doch er vermischte sich nicht mit der salzigen Flut, denn ein Heißbutt schnappte ihn auf, verlor darüber jegliches Richtungsvermögen und torkelte Kay Kröger aus Finkenwärder ins Netz, der zweihundert Meter querab backbord seinen Ewer über die Wogen tanzen ließ. Der Fischer griff die Beute mit Freuden, bestimnte sie für den eigenen Verbrauch und zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, wie der dumme Fisch zu dem schönen Feuerwasser gekommen war, denn er war total duhn und roch sogar noch in der Pfanne danach.

Mandus aber kroch in seine Koje, wühlte den schmerzenden Kopf tief in das Kissen hinein und stöhnte. Keiner hatte Mitleid mit ihm. Jeder, der heretraf, lachte ihn aus. Tette gab förmliche Krankheitsberichte aus. Greggers brachte ihm ein Glas Frischwasser und deklamierte dabei:

„Trink Wasser wie das liebe Vieh.
Und denk, es ist Krambambuli!“

Aber Mandus wollte auch kein Krambambuli. Es war ihm so furchtbar schlecht, wie noch nie in seinem ganzen Leben.

Kurz vor Mittag rief der Koch nach ihm.

„Nach dir deinen Kram heut' allein!“ schrie Runo erboßt durchs Kombüsenfenster. „Hast du's die ganze vorige Reise getan, wirst du's auch noch einen Tag können.“

Das hörte Mandus und fand trotz seiner Schmerzen die Kraft, weiter zu denken: Hat der Koch die vorige Reise keine Hilfe gebraucht, braucht er diese Reise auch keine. Ich muß wieder gesund werden, sonst schickt er mich sicher von Rotterdam nach Hause!

Gleich darauf schlief er ein.

(Fortsetzung folgt.)

Zauberkünstler in Verlegenheit.

Von Bruno Goebel.

Vor einigen Jahren gehörten die Darbietungen zweier sonderbarer Artisten zu den zugkräftigsten Variétéstücken Europas. Stumm traten zwei Männer, ein dicker großer und ein kleiner, auf die Bühne und kündeten dem Publikum durch Gebärden und Gesten an, daß sie Kunststücke vollführen wollten. Eine Glasvase wurde auf ein Tischchen gestellt und ein Suppenlöffel hineingelegt. Der Kleine mußte anscheinend gerade jetzt urplötzlich verschwinden, was zur Erheiterung der gespannten Zuschauer wesentlich beitrug. Inzwischen zog der Große in der Luft geheimnisvolle Kreise und Figuren um die Vase, und plötzlich fing der Döfel zum Takt einer vom Zauberkünstler gepfiffenen Melodie zu tanzen an.

Die Wirkung auf das Publikum war verblüffend. Der Döfel mußte wahrhaftig verhext sein. Denn jetzt mit dem letzten Takt der Melodie lag er wieder ruhig in der Vase, als sei nichts gewesen. Dann aber brüllten die Zuschauer vor Vergnügen. Denn der inzwischen ganz vergessene Kleine tauchte langsam und scheinbar in tief sinnige Gedanken versunken aus den Kulissen auf und zog sich förmlich an einem dünnen, bisher unsichtbaren Faden auf die Bühne. Das Rätsel des tanzenden Döfels war gelöst, und der große Zauberkünstler rupfte sich in wundervoll gespielter Verzweiflung das Haar büschelweise aus. Mit ähnlichen Streichen löste das sonderbare Pärchen mehr als eine halbe Stunde lang wahre Lachorkane aus.

Die Darbietungen der beiden Artisten waren eine Parodie auf die Methoden, mit denen manche Variétédarsteller die Zuschauer zu betrügen versuchen. In 999 von tausend Fällen gelingt es ihnen, im tausendsten aber spielt ihnen vielleicht irgend ein Zufall einen Streich. So ging es auch einmal dem in der angelsächsischen Welt bekannten David Devant, auf den übrigens das bezeichnende Wort Otto Reutters zutrifft: „Nicht jeder Artist, der einen englischen Namen führt, braucht Deutscher zu sein.“

Der Mann suchte für seine Darbietung, genannt „Verschwinden einer lebenden Dame“, zwei Frauen, die einander ähnlich sehen mußten wie ein Ei dem anderen. Lange Zeit fand er sie nicht. Dann traf er eines Tages zwei junge Mädchen, die wohl Zwillingsschwester sein mußten. Er sprach sie an, erklärte den zuerst durchaus Abgeneigten, worum es sich handelte, und wurde schließlich nach langem Bitten und unter Zusicherung hoher Entlohnung mit den Mädchen handelsmäßig. Allabendlich hatte er nun mit seinem Trick großen Erfolg. Eine der Schwestern mußte sich vorher im Zuschauerraum zeigen, damit das Publikum sich davon überzeuge, daß sie von Fleisch und Blut war. Dann setzte sie sich auf der Bühne in einen Lehnstuhl, und Devant bedeckte sie für einen Augenblick mit einem schwarzen Tuch. Während dieser Sekunde verschwand das Mädchen durch eine Versenkung im Lehnstuhl. Das Tuch wurde zurückgezogen, der Stuhl war leer. Anscheinend aufs höchste erschrocken schrie der Zauberkünstler: „Wo bist du?“ Im gleichen Augenblick tauchte die andere Schwester auf der Galerie auf und rief: „Hier bin ich!“ Das Publikum war verblüfft.

Einmal freilich mißlang der Trick. Die Schwester, die an der Reihe war, zu verschwinden, hatte sich geärgert, weil die andere eine von einem Bewunderer geschenkte Schachtel Schokoladenplätzchen allein gegessen hatte. Als nun Devant das schwarze Tuch wieder vom Stuhl nahm, war die „verschwindende Dame“ durchaus nicht verschwunden, sondern grinste höhnisch. Im gleichen Augenblick aber krähte es von der Galerie herunter: „Hier bin ich!“ Devant durfte in der gleichen Stadt nicht wieder die Bühne betreten.

Ähnlich ging es einem Artisten mit dem Mann, der durch die Wäschrolle gedreht, in einer Röhre zu Wurst verarbeitet werden und dann doch heil und gesund aus einer Kiste springen sollte. Natürlich brauchte der Zauberkünstler auch hierzu zwei einander ähnlich sehende Personen, von denen die zweite bei Beginn der Vorstellung schon in der Kiste bereit stand, während die erste in der Versenkung verschwand. Der Trick klappte ausgezeichnet, dem Publikum lief allabendlich ein Schauer über den Rücken, wenn es daran dachte, wie der Armste jämmerlich zerquetscht und zermalmt wurde. Einmal aber hatte der

Mann, der aus der Kiste springen sollte, vor der Vorstellung ein paar Glas zuviel getrunken, verlor — während sein Doppelgänger noch offen auf der Bühne stand — das Gleichgewicht und polterte mit dem Deckel unter großem Getöse zu Boden. Der Zauberkünstler mußte den Schauplatz seiner Schande fluchtartig verlassen.

Trotzdem versuchte er den Trick noch weiterhin. Er hatte aber wieder Pech. Denn eines Abends schlief der Mann in der Kiste ein und rührte sich nicht. Das Publikum dachte, der Unglückliche, den es in der Wäschrolle bzw. der Versenkung hatte verschwinden sehen, sei wirklich zermalmt worden. Es fing zu toben an, wollte auf die Bühne stürmen und die Maschine zerschlagen, den Zauberkünstler zur Rechenschaft ziehen. Glücklicherweise kam die Polizei dazwischen, die Kiste wurde geöffnet und der seltsam schlummernde „Zermalnte“ kam zum Vorschein.

„Gedankenleser“ können auch einmal in ähnliche Verlegenheit geraten. Traten da in England zwei „Zunder“ auf, von denen der eine durch die Zuschauerreihen ging, sich zu diesem und jenem Gast herabneigte und sagte: „Flüstern Sie mir Ihren Namen ins Ohr, oder sagen Sie mir etwas!“ Der Befehl wurde ausgeführt, so leise, daß keiner der nächsten Nachbarn, geschweige denn der andere Zunder auf der Bühne auch nur eine Silbe davon verstehen konnte. Und doch wiederholte der Zunder auf der Bühne zur Verblüffung des betreffenden Zuschauers Wort für Wort. „Gedankenlesen“, sagten die beiden Exoten dazu und verbeugten sich lächelnd, „innigstes Zusammenarbeiten unserer beiden geistesverwandten Hirne“. Wie dieses Zusammenarbeiten in Wirklichkeit aussah, zeigt dann ein kleines Mißgeschick. Als der eine Zunder sich wieder über einen Zuschauer beugte, stand ein Mann in der Reihe vor ihm auf, wollte auf den mit Teppichen belegten Gang treten und stolperte; gleichzeitig flog dem Zunder der hohe Turban vom Kopf, und ein schwerer Gegenstand fiel zu Boden. Der Schwindel war entlarvt. Im Kopfschmerz des Zunders lag ein kleines Mikrophon versteckt, das durch eine, unter dem wallenden Gewand des Orientalen hinabführende elektrische Schnur mit einem Kopfhörer im Turban des „Gedankenlesers“ auf der Bühne verbunden war. Die ganze Kunst bestand darin, diese zur Teppichfarbe passende Schnur vor den Augen der Zuschauer zu verbergen. Jetzt, nach der Entlarvung wurden die beiden Schwindler natürlich aus dem Theater gejagt.

Wollen Sie Großwildjäger werden?

Von Ernst Selter.

Wenn der gute Alphonse Daudet dies erlebt hätte, so würde sein „Tartarin von Tarascon“, das klassische „Heldenepos“ des unerschrockenen Afrikajägers, zweifellos eine wesentliche Bereicherung erfahren haben. Denn das, was sich kürzlich in Paris in einem pompösen Bureau der Rue de Trévise ereignete, war durchaus im Geiste des großen Tartarin — bis auf den Schwindel, der dabei getrieben wurde.

Bekanntlich strohte das Arbeitszimmer des großen Mannes aus Tarascon von exotischen Gegenständen aller Art. Ein gewöhnlicher Mensch hätte es gar nicht fertig gebracht, inmitten all dieser grauenhaften Wodwaffen zu leben, als da waren: malatische Dolche, Negerspeere, Bumerangs, vergiftete Pfeile und anderes mehr. Tartarin aber, der Unerschrockene, saß in kühler Ruhe in dieser Furcht erregenden Umgebung.

So einen Anstrich von Tartarinscher Größe hatte auch das erwähnte Bureau in der Rue de Trévise. Das war ganz natürlich, denn dort hatte die „Expedition Souvenance“ ihr Hauptquartier, eine Gesellschaft, die ihren Ankündigungen zufolge Jagdunternehmungen nach Französisch-Westafrika organisierte. Der Allgemeinheit war die Gesellschaft bald nicht mehr unbekannt, denn in allen Boulevardblättern standen täglich große Anzeigen, mit denen die „Expedition Souvenance“ abenteuerlustige Personen als Teilnehmer an ihren Fahrten suchte. Außerdem wurden geeignete Kräfte aufgesordert, sich um eine der gutbezahlten Stellen als Unterdirektoren, Sekretäre, Mechaniker, Jäger, Dolmetscher, Kellner, Elektriker, Waffenmeister, Treiber, Berichterstatter, Ärzte usw. zu bewerben. Die in Aussicht gestellten Gehälter waren verlockend hoch. Daß Rationen verlangt wurden, fiel dabei gar nicht auf.

Die wenigsten Menschen, die für solche Stellungen in Frage kamen, lasen das Angebot zum zweiten Mal. Sie fanden sich gleich im stillen Geschäftszimmer der „Expedition Souvenance“ ein, wurden nach längerem Warten dem Herrn Generaldirektor Souvenance vorgestellt, auf Herz und Nieren geprüft und waren glücklich, wenn der hohe Herr nickte: „Angenommen.“ Dann zahlten sie gern ihre Kaution und entfernten sich mit dem tröstlichen Versprechen, sie würden in den nächsten Wochen hören, wann sie antreten müßten.

Meldete sich jemand, der den Tartarischen Drang zum Großwildjäger in sich verspürte, so empfing ihn der Herr Generaldirektor, entpuppte sich im Laufe des Gesprächs als ein erfahrener Afrikanerfänger und teilte dem Besucher mit, unter welchen Bedingungen dieser an der nächsten Jagdexpedition teilnehmen könnte. Die sechsmonatige Fahrt in der ersten Klasse sollte 93 000 Franken kosten, in der zweiten 45 000. Dafür erhielt der Jägerkandidat die Zusicherung, daß ihm ein untadeliges Stück Großwild vor die Büsche geführt und — wenn es ihm selbst nicht gelingen sollte — von einem als Meisterjäger bekannten Berufsjäger erlegt werden sollte. Für das Leben und für die Gesundheit des tapferen Großwildjägers wurde volle Haftung übernommen. In den Preis mit einbegriffen war eine Grob Aufnahme von dem Augenblick, da das Wild auf den Schützen einströmte. Außerdem sollte der zahlende Expeditionsteilnehmer das Fell, die Stoßzähne oder den gehörnten Kopf des von ihm erlegten Tieres frachtfrei in die Wohnung geliefert erhalten.

Besonders kennzeichnend für die umfassende Vorsorge, mit der die Expedition arbeitete, war die Tatsache, daß alle Vorsehrungen für die Teilnahme und die Bequemlichkeit weiblicher Großwildjäger getroffen waren. Zur Reisegesellschaft sollten selbst Köfen und Kammerfrauen gehören, damit die Damen nichts zu entbehren brauchten.

Erklärten sich die Anwärter auf den Titel des Großwildjägers mit diesen Bedingungen einverstanden, so wurden sie dem Arzt vorgestellt. Der untersuchte den zukünftigen Expeditionsteilnehmer ganz gründlich, schüttelte wohl auch dann und wann zweifelnd den Kopf — worauf sich der Kandidat in feiner Angst bereit erklärte, eine Sonderrisikoprämie zu zahlen — und entschied schließlich: „Für einen Löwen und einen Elefanten!“ Oder: „Für ein Krokodil, einen Wasserbüffel und eine Giraffe!“ Die Kandidaten mußten sich mit diesem Urteil, das sich insonderheit auf der Untersuchung ihres Auges und ihrer sicheren Hand aufbaute, einverstanden erklären, durften den Vertrag unterschreiben und im Nebenzimmer an den dort sitzenden vornehmen Kassierer ihre Teilnehmergebühr entrichten: „Sie erhalten Nachricht!“

Das Geschäft ging großartig. So großartig, daß der vornehme Kassierer eines schönen Abends bei seinem Direktor erschien und meinte: „Wir müssen jetzt allen Ernstes an den Ausbruch der Expedition denken. Die Kasse ist voll. Es wird allmählich brenzlig.“ Worauf die beiden sich vergnügt die Hände rieben und philosophische Betrachtungen darüber anstellten, wie leicht sich doch die Menschen trotz der schlechten Zeiten noch betrügen ließen. Dann beschloß man, noch die Einnahme der nächsten beiden Tage abzuwarten und in die Schweiz auszurücken.

Denn alles war Schwindel. Den beiden Gaunern gehörte nichts: Die Möbel waren auf Kredit bezogen, die Jagdtrophäen und grauerregenden Waffen geliehen, die Miete nicht bezahlt, der Arzt ein Mitverschworener.

Übrigens wurde es wirklich Zeit, daß die Expedition aufbrach. Denn auf irgendeine Weise hatte die Polizei Lunte gerochen. Sie schickte einen Kommissar als Horchposten vor. Der wurde nun auch „untersucht“, glaubte, man würde ihn gewohnheitsgemäß in die Abteilung Löwen oder Krokodile stecken, worauf er zur Verhaftung schreiten wollte. Der „Arzt“ aber, der vielleicht den Braten roch, war von diesem zukünftigen Großwildjäger ganz entzückt: „Eine echte Nimrodnatur, wie wir sie nur ganz selten finden. Mein Herr, Sie werden das gefährlichste, das kostbarste Wild schießen, das weiße Nashorn!“ Dieses Lob schmeichelte dem guten Kommissar so sehr, daß er an die Echtheit der Expeditionsgesellschaft glaubte und verlegte eine Entschuldigung stammelte.

So konnte der Herr Direktor mit dem schönen Namen Souvenance — zu deutsch Erinnerung — noch rechtzeitig in die Schweiz verduften, bevor die Polizei auf eine Anzeige hin zugriff. Er hinterließ seinen Opfern nichts anderes als —

die Erinnerung. Denn wenn auch der zweite Betrüger nicht erwischt werden konnte, so war doch die Kasse — Inhaberin eine Million — mit dem Herrn Direktor auf Reisen gegangen.

Ein Mädchen schläft seit dem 15. Februar

Seit mehr als 6000 Stunden schläft Patricia McGuire in ihrem bescheidenen Haus in Oak Park im Staate Illinois. Sie liegt still und tief atmend in ihrem Bett, betreut von ihrer Mutter und ihrer Schwester. Zum ersten Male hat das Mädchen vor einigen Tagen plötzlich ganz leicht gelächelt, als die Mutter sie laut ansprach. Man glaubt, daß Patricia kurz vor dem Erwachen steht. Die Ärzte kontrollieren ständig den Herzschlag und die Blutzirkulation, sie hoffen mit der Mutter der Patricia, daß der Schlafzustand bald von der Kranken weicht.

Patricia McGuire hat sich in ihrem Schlaf zu einer Schönheit entwickelt. Sie ist 27 Jahre alt, Sterotypistin von Beruf, war immer ein wenig schwächlich und ist jetzt recht gesund und wohl aufgeföhrt worden. Ihre Krankheitsgeschichte wird zweifelsohne nicht nur die Ärzte interessieren, sondern auch den Laien.

Vor kurzem war ja überall in der Welt die Rede von dem Mann, der nicht schlafen konnte und der dann in Erschöpfung in Budapest starb. Nun haben wir sein Gegenstück.

Am Morgen des 15. Februar wollte Patricia zur Kirche gehen. Sie hatte sich fertig angekleidet und stand im Begriff, das Haus zu verlassen, als sie plötzlich in Ohnmacht fiel. Aus dieser Ohnmacht wachte sie noch einmal kurz auf. Aber sie schlief gleich wieder ein und ist seitdem nicht mehr erwacht.

Die Ärzte haben festgestellt, daß Patricia von einer Krankheit befallen worden ist, die eine Abart der Encephalitis darstellt, eine Art amerikanische Schlafkrankheit — nicht zu verwechseln mit der furchtbaren, fast immer tödlichen afrikanischen Schlafkrankheit.

Das Mädchen wird jeden Tag massiert, um die Blutzirkulation gut in Gang zu halten. Ferner bekommt es täglich eine Bestrahlung mit ultraviolettem Licht. Es schluckt Suppe und Milch und andere Flüssigkeiten ohne jede Mühe. Trotz der flüssigen Nahrung hat das schlafende Mädchen an Gewicht gewonnen.

Tausende von Menschen wollen Patricia sehen. Hunderte gaben gute Ratschläge, wie man das Mädchen erwecken könnte. Mit einer Nadel sollten sie ihr durch den kleinen Finger picken, mit einer Kerze unter den Fußsohlen die Lebensgeister entzünden. Einen Kanonenschlag neben ihrem Ohr erkönen lassen, mit einer Dampfpeise Versuche unternehmen. Den interessantesten Rat gab ein Sektenpriester, der aus den Rocky Mountains heruntergestiegen war, und versicherte, das Mädchen werde sofort aufwachen, wenn es nach den Gelehen seiner Sekte getauft werde. Aufnahmegebühr 5 Dollar.

Patricia McGuire ist ein Rätsel und bleibt es, auch wenn sie jetzt erwacht. Ob es ihr nicht wie ein Märchen vorkommt: Im Februar eingeschlafen zu sein und jetzt — im November zu erwachen?



* Er hat keine Schuld. Tante Agathe sagte zu dem vierjährigen Mädchen:

„Mädchen, wie du deinem Papa ähnlich siehst!“

Da machte Mädchen ein böses Gesicht und sagte:

„Meine Schuld — is det nich!“

* Diagnose. Ältere Dame: „Herr Doktor, ich glaube, meine Nerven sind in Unordnung. Ich habe immer das Gefühl, daß mir auf der Straße ein Mann folgt.“

Arzt (nach einem Blick auf die Patientin): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich bei Ihnen um eine Halluzination handelt.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Sepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co. v., beide in Bromberg.